

St. Josephsgärtchen.

St. Josephsgärtchen.

Der zwölfjährige Jesusknabe im Tempel.

(Fortsetzung.)

Jesus hatte schon ein paar Stunden so gelehrt, als Maria und Joseph auch in den Tempel kamen und bei Leviten, die sie dort kannten, nach ihrem Kinde fragten. Da hörten sie, daß er mit den Schriftgelehrten in der Lehrhalle sei. Da nun dies kein Ort war, wo sie hingehen konnten, sandten sie den Leviten hin, um Jesus zu rufen. Jesus ließ ihnen aber sagen, er wolle zuerst sein Geschäft enden. Das betrübte Maria sehr, daß er nicht gleich kam; es war dies das erstemal, daß er die Eltern fühlen ließ, er habe noch andern Befehlen zu gehorchen als den ihrigen.

Er lehrte wohl noch eine Stunde, und als alle widerlegt, beschämt und teils geärgert waren, verließ er die Lehrhalle und kam zu seinen Eltern in den Vorhof der Israeliten und der Frauen. Joseph war ganz schüchtern und verwundert und sprach nicht; Maria aber nahte ihm mit den Worten: „Kind, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich so schmerzlich gesucht!“ Jesus war noch ganz ernst und erwiderte: „Warum habt ihr mich gesucht? Wisset ihr denn nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?“ Sie verstanden dies aber nicht und begaben sich gleich mit ihm auf die Rückreise.

Die Lehre Jesu machte bei allen Schriftgelehrten großes Aufsehen. Einzelne schrieben sich die Sache auf als eine Merkwürdigkeit; und es war hie und da ein Gemunkel und allerlei lügenhaftes Gerede. Sie hielten aber den ganzen Vorgang unter sich vertuscht.

Als Jesus nach Nazareth zurückgekehrt war, sah ich im Hause der hl. Anna ein Fest bereitet, wo alle Jünglinge und Mägdlein von den Verwandten und Freunden versammelt waren. Es war das ein Freudenfest, das man im zwölften Jahre der Söhne feierte. Jesus war dabei die Hauptperson.

Es waren schöne Laubhütten über der Tafel errichtet; es hingen Kränze von Weinlaub und Aehren darüber; die Kinder hatten auch Trauben und kleine Brote. Es waren bei diesem Fest 33 Knaben, lauter zukünftige Jünger Jesu, und es hatte ihre Zahl einen Bezug auf die Lebensjahre Jesu. Jesus lehrte und erzählte das ganze Fest hindurch den andern Knaben eine ganz wunderbare Parabel von einer Hochzeit, wo Wasser in Wein verwandelt wurde, und die lauen Gäste in eifrige Freunde, und dann wieder von einer Hochzeit, wo der Wein in Blut und das Brot in Fleisch sollte verwandelt werden, und das werde bei den Gästen bleiben bis zum Ende der Welt als Trost und Stärke und als ein lebendiges Band der Vereinigung. Er sagte auch zu einem verwandten Jüngling mit Namen Nathanael: „Ich werde auf deiner Hochzeit sein!“

Von diesem zwölften Jahre an war Jesus immer der Lehrer seiner Gespielen. Er saß oft mit ihnen zusammen und erzählte ihnen; auch wanderte er in der Gegend mit ihnen umher. (Schluß folgt.)

Ein Ruf ins Kloster.

(Fortsetzung.)

Anna Katharina sah sich also endlich am heiß-ersehnten Ziele: die Klosterpforte stand ihr offen.

Geistiger Weise kam sie nicht mit leeren Händen, hatte sie doch durch Uebungen demüthigster Armut und vollkommenster Selbstverleugnung den denkbar kostbarsten Brautsegen sich errungen, welchem ihr göttlicher Bräutigam selbst nun das köstlichste Kleinod beifügen wollte. Es war dies nichts Geringeres, als die Krone, die er selber auf Erden zu tragen sich gewürdigt hatte.

Es war im letzten Jahre ihres Aufenthaltes bei Kantor Söntgen, da betete sie einst mit großer Inbrunst auf der Orgelbühne der Jesuitenkirche zu Dörsfeld vor einem Kreuztische. Plötzlich sah sie aus dem Tabernakel ihren himmlischen Bräutigam in Gestalt eines leuchtenden Jünglings hervorkommen. Seine Linke hielt einen Blumenkranz, in der Rechten trug er eine Dornenkrone. Er bot sie ihr zur Wahl an. Anna Katharina griff nach der Krone, die er ihr aufs Haupt setzte, und die sie selber mit beiden Händen fester andrückte. Sie erlitt unfägliche Peinen, die sie von nun an nie mehr verließen. Die Erscheinung verschwand, und als Anna Katharina aus dem Gesichte kam, hörte sie das Klirren der Schlüssel, mit denen der Sakristan die Kirche schließen wollte. Sie ging mit ihrer Begleiterin, Klara Söntgen, die vom Geschehenen keine Ahnung hatte, nach Hause; von den ihr unerklärlichen Schmerzen um Stirn und Schläfe aufs Höchste gepeinigt, fragte sie ihre Freundin, ob sie nichts an ihrem Kopfe wahrnehme, was jene verneinte. Tags darauf war das Haupt über Augen und Schläfe bis nieder zu den Wangen stark angeschwollen; doch Blutungen begannen erst im Kloster, wo Anna Katharina sie vor ihren Mitschwestern sorgfältig zu verbergen suchte.

Wenige Tage, bevor sie die Welt verließ, um mit Klara Söntgen ins Augustinerinnen-Kloster zu Dülmen einzutreten, ging sie zum letztenmale ins irdische Haus nach Flamske, um von den betrübten Eltern Abschied zu nehmen. In tiefster Rührung dankte sie für alle empfangene Liebe, bat Eltern und Geschwister herzlich um Verzeihung, daß sie ihnen nicht willfahren und dem Rufe Gottes in den Ordensstand nicht antreten werden könne. Die Mutter hatte als Antwort nur Tränen; aber ihr sonst so guter Vater war von bitterem Schmerz über die nun unwiderrufliche Trennung übermannt, daß er auf die demüthige Bitte um einiges Reisegeld ihr entgegnete: „Wenn du morgen dich begraben lassen willst, werde ich gern die Begräbniskosten bezahlen, aber zum Gehen ins Kloster gebe ich dir nichts!“

Weinend und doch voll innerlicher Freude, so arm und entblößt vor aller irdischen Habe, dem Bräutigam entgegenzueilen zu können, verließ sie Flamske, um sich Tags darauf mit Klara Söntgen nach dem nur wenige Stunden entfernten Dülmen bringen zu lassen. Geld besaß sie keines, an Kleidung nur, was die höchste Nothdurft erforderte. Diese lag nebst dürftigem Bettzeug in einem Koffer, in den die Mutter außerdem noch heimlich ein Stück Leinwand gelegt hatte, um ihr geliebtes Kind nicht ganz ohne jede Gabe von sich scheiden zu lassen. Als Anna Katharina die Leinwand erblickte, wagte sie nicht, sie für sich zu behalten, sondern übergab sie der Klara Söntgen zum Danke, daß sie um ihreswillen die Aufnahme erhalten hatte.

Seit dem Bestande des Augustinerinnen-Klosters

in Dülmen war noch nie eine an zeitlichen Dingen so arme, aber an geistlichen Gütern so reiche Jungfrau in seine Mauern eingezogen. Mit flehentlichster Stimme bat sie die würdige Mutter, um Gottes willen als die Geringste des Hauses angenommen zu werden. Freudig wolle sie sich jeder Arbeit und Verwendung unterziehen, welche der Gehorsam ihr auferlegen werde. Aber es gelang ihr nicht, den allgemeinen Unwillen zu beschwichtigen, daß sie sich erkühnte, durch nie gesehene Dürftigkeit und ihre so schwächliche Gesundheit dem armen Kloster nur neue Lasten aufzubürden.

(Fortsetzung folgt.)

Gottes Ratsschluß.

In niederer Hütte, siech und krank
Ein armes Kind liegt auf der Bank,
Von fargen Lumpen kaum bedeckt,
In diesem Elend hingestreckt.

Und bei ihm sitzt ein armes Weib
Mit hohlen Blicken und magerem Leib,
Sie weinet ob des Kindes Not,
Wünscht sich und ihm den frühen Tod. —

Der Tod, er hört ihr Weinen nicht,
Vorüber an der Hütte zieht
Schleicht er und geht empor zum Schloß.
Dort liegt des Grafenhauses Sproß

In seidnen Decken wohl verwahrt.
Kein Mittel hat der Arzi gepart,
Auf seinen Wink harret das Gesind,
Die Gräfin wacht beim kranken Kind.

Es wacht an seinem Bett der Graf
Und prüft den Puls und prüft den Schlaf.
Und doch der Tod drängt sich herein
Und löscht der Augen hellen Schein! —

O sprich! Warum im Grafenhaus
Blies doch, o Tod, dein Odem aus
Das junge, hoffnungsvolle Licht?
Warum nahmst du das Würmlein nicht,

Dem doch in dunkler Zukunft Schoß
Verborgen liegt ein traurig Los?
Doch wie ich wollt' verzagen schier,
Dacht' ich im stillen so bei mir,

Als sprach' der Tod: Hätt' ich getan
Nach deinem unbedachten Plan,
Es wüßt' der reichen Eltern Herz
Von keinem Leid, von keinem Schmerz,
Und jener Armen wär' geraubt
Das einz'ge Glück, an das sie glaubt.

Franz Bonn.

Von Pavianen geraubt. (Fortsetzung.)

5. Kapitel.

Meine Ehe mit Stella war ungemein glücklich. Allerdings ganz reines und volles Glück ist hienieden gar nicht zu finden. Wie unser Hochzeitstag, so wurde auch unser Zusammenleben bald durch verschiedene Sorgen getrübt.

Drei Tage nach unserer Hochzeit bekam Herr Carson einen Schlaganfall. Als wir Mittags in seine

Wohnung kamen, fanden wir ihn sprachlos auf dem Sofa liegend. Zwar erholte er sich wieder, doch nahmen jetzt seine Kräfte sichtlich ab. Dieser Zustand dauerte volle sieben Monate. Natürlich konnten wir unter solchen Umständen gar nicht daran denken, den Babbara-Kraal zu verlassen. Das bekümmerte mich tief, denn ich hatte ein eigentümliches, beängstigendes Vorgefühl, als gehe Stella durch ihr längeres Verbleiben einer Gefahr entgegen; und dann wollte ich sie überhaupt nicht lange hier lassen, sondern sie tunlichst bald in die zivilisierte Welt einführen. Doch es war da vorläufig nichts zu wollen.

Da kam plötzlich das Ende unerwartet schnell. Wir saßen eines Abends neben Herrn Carsons Bett im großen Mittelbau, als er sich zu unserem Erstaunen plötzlich aufrichtete, nach der Decke schaute und mit harter, voller Stimme rief: „So bist du da! Ja, ja, ich vergebe dir, arme Frau! Ich weiß, du hast auch schwer gelitten!“ Mit diesen Worten sank er tot in die Kissen zurück. —

Was er da gesehen, und zu wem er gesprochen, weiß ich nicht; aber ich vermute, daß vor seiner sterbenden Seele das Bild jener Person auftauchte, die ihm Ehre und guten Namen geraubt, sodaß er seine Heimat verlassen und die zivilisierte Welt mit der afrikanischen Wildnis vertauschen mußte. Ein gewisser Schleier jedoch wird über diesem Geheimnis immer bleiben; wer sollte ihn auch lüften?

Stella ward durch den Tod des geliebten Vaters vonummer und Schmerz ganz überwältigt. Vor meiner Ankunft war ihr der Vater einfach alles gewesen, auch ihr Lehrer, Erzieher, Gesellschafter und Ratgeber; begreiflich also, daß das gegenseitige Band, das sie umschlang, ein viel stärkeres und innigeres war, als es sonst zwischen Vater und Tochter zu sein pflegt. Sie trauerte so tief, daß ich ernstliche Sorge um ihre Gesundheit hatte. Und wir waren nicht die einzigen, die sich grämten. Alle die umwohnenden Schwarzen hatten Herrn Carson „Baba“ genannt, und betrauert ihn nun auch wie ihren Vater. Die Lust widerhallte von dem Wehklagen der Kinder und Frauen, und die Männer gingen gesenkten Hauptes einher und sprachen: „Die Sonne ist am Himmel untergegangen, und nur der Stern ist uns geblieben!“ — Nur Indabasimbi trauerte nicht. „Was hat das Leben für einen kranken Mann zu bedeuten?“ sagte er; „und wäre der Intosi früher gestorben, so wäre uns manches erspart geblieben.“

Am folgenden Tage begruben wir unseren lieben Toten draußen auf dem kleinen Kirchhof in der Nähe des Wasserfalls. Es war eine traurige Pflicht; Stella weinte viel, und all' meine Versuche, sie zu trösten, waren vergebens.

Am Abend saß ich allein, mein Pfeifchen rauchend, im Freien. Es war ein heißer, schwüler Tag; Stella hatte sich niedergelegt; sie war sehr angegriffen. Da kam der alte Indabasimbi zu mir heran, grüßte und kauerte sich zu meinen Füßen nieder. „Indabasimbi, was gibst du?“ fragte ich ihn. — „Sag, Makumasan, wann ziehest du nach der Küste?“ — „Ich weiß es nicht; der „Stern“ kann jetzt nicht reisen, wir müssen eine Weile warten.“ — „Nein, Makumasan, du darfst nicht warten, sondern mußt jetzt gehen, und der „Stern“ muß sein Glück in der Ferne suchen.“ — „Wie kommst du zu diesen sonderbaren Aeußerungen?“ Indabasimbi blickte zuerst vorsichtig um sich und flüsterte mir sodann ins Ohr:

„Die Paviane sind zurückgekommen, und zwar zu vielen Tausenden; das ganze Gebirge ist voll davon?“ — „So? das wundert mich; ich wußte gar nicht, daß sie fortgegangen waren.“ — „Doch, sie gingen gleich nach deiner Hochzeit weg, alle, bis auf einen oder zwei; und jetzt sind sie zurück. Es sind ihrer so viele, daß ich glaube, es sind die Paviane der ganzen Welt. Ich sah eine Berggruppe ganz schwarz davon.“ —

„Ist das alles? Ich fürchte mich nicht vor einer Rotte von Pavianen.“ Ich sprach absichtlich so, denn ich merkte dem Alten an, daß er noch etwas auf dem Herzen habe.

Nein, Matumajan, das ist nicht alles, sondern die Hauptsache ist dies: Hendrika, das Paviansweib, ist bei ihnen!“ — Man hatte seit Hendrikas Ausweisung nichts mehr von ihr gesehen und gehört. Ich gestehe, ihre Drohungen hatten mich damals etwas erschreckt, allein meine Gedanken waren nachher durch Stella und durch die Krankheit und den Tod meines Schwiegervaters dergestalt absorbiert worden, daß ich vollständig darauf vergessen hatte. Und jetzt fing Indabasimbi auf einmal wieder davon zu reden an. „Woher weißt du das?“ fragte ich ihn.

„Ich weiß es, weil ich sie selbst gesehen habe. Sie ist verkleidet, geht in Paviansfellen einher und hat ihr Gesicht schwarz gefärbt; aber ich habe sie dennoch erkannt. Denn als ihr einmal das Fell beiseite rutschte, habe ich ihren weißen Arm gesehen. Ja, Matumajan, sie ist zurückgekehrt, hat eine Unzahl Paviane mit sich gebracht und geht sicherlich auf großes Unheil aus. Verstehst du jetzt, weshalb ich vorhin sagte, du müßtest fort von hier und zwar möglichst bald?“

„Ich sehe zwar nicht ein, was uns die Paviane sollten schaden können; doch du hast recht; es ist besser, wir gehen. Mir ist ohnehin diese Einöde zum Eckel geworden; ich möchte wieder bei zivilisierten Menschen sein. Morgen können wir die Wagen bereit machen, und übermorgen werden wir reisen. Doch höre, Indabasimbi, sage dem „Stern“ nichts von den Pavianen. Sie möchte sich sonst fürchten. Die arme Frau hat schon Kummer genug wegen des Todes ihres Vaters. Mit den Indunas dagegen sollst du darüber reden. Mach' sie auf die Gefahr aufmerksam und sag' ihnen in meinem Namen, sie sollten rings um unsere Bauten und Gärten Wachen aufstellen und dort Tag und Nacht auf Posten stehen.“

Er ging, und ließ mich in großer Unruhe zurück.

Es war doch eine sonderbare Geschichte das! Daß Hendrika die Fähigkeit habe, mit Pavianen zu reden, wußte ich; denn ich war selbst einmal Zeuge hievon gewesen. Aber daß sie sollte imstande gewesen sein, diese Tiere aus allen Himmelsgegenden zusammenzurufen, und daß sie nun dieselben mit ihrem Willen beherrsche und zu ihrem Nachwerk nach Belieben kommandiere, das schien mir so unglaublich, daß sich nach einigem Ueber-



Der kleine Findling.

legen all' meine Furcht wieder verlor. Trotzdem wollte ich abreisen. Stella war jetzt allerdings angegriffen und befand sich außerdem in gesegneten Umständen, sonst aber war sie gesund und von Jugend auf an allerhand Strapazen gewöhnt.

Ich ging also zu ihr hinein und erklärte ihr, ohne von der Paviangeschichte ein Wort zu verlieren, daß ich die Babians-Fraule möglichst bald verlassen wollte. Ich sagte, es wäre unsere Pflicht, den Willen ihres seligen Vaters möglichst schnell und pünktlich zu er-

füllen. Sie stimmte bei; seit ihr lieber Vater tot sei, sagte sie, wolle sie nicht länger hier bleiben und sei froh, möglichst schnell fortzukommen; sie fühle sich stark und könne die Reise ganz gut machen.

Am folgenden Morgen war ich früh auf, die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Die Bestürzung der Schwarzen, als sie hörten, daß wir sie verlassen wollten, war Mitleid erregend. Ich konnte sie nur dadurch beruhigen, daß ich sagte, ich würde über's Jahr wieder zurückkommen. Die guten Leute sagten, sie hätten im Schatten ihres „Baba“ gelebt, der nun tot sei. Er habe sie aufgenommen, als sie als arme, obdachlose Wanderer zu ihm kamen, ohne eine Decke, sich darin einzuhüllen, und ohne eine Matte, um darauf zu liegen. Nun sei er leider gestorben, allein der „Stern“, seine Tochter, habe mich geheiratet, und sie hätten geglaubt, ich würde ihres Vaters Stelle einnehmen, und sie könnten fortan in meinem Schatten leben. Was sollten sie anfangen, wenn niemand mehr da sei, sie zu schützen. Bisher hätten die andern Stämme aus Furcht vor dem weißen Manne nicht gewagt, sie anzugreifen; wenn er aber ginge, würden sie aufgefressen und ihre Kraale niedergestampft werden. . . . Ach, da war nur zu viel Grund für ihre Befürchtungen! —

Gegen Mittag kehrte ich in meine Wohnung zurück. Stella sagte, sie wolle im Laufe des Nachmittags einpacken, und ich hielt es somit nicht für nötig, sie vor dem Alleinausgehen zu warnen. Warum sollte ich sie auch erschrecken und ihr von den Pavianen und Hendrika erzählen? Das konnte ich später, nachdem wir einmal von hier fort waren, auch noch tun. Kurz nach dem Mittagessen ging ich zu den Kraals der Eingeborenen hinab, um das Vieh auszusondern, das Herru Carion gehört hatte, denn ich wollte es mit nach Durban nehmen, wo ich es um einen guten Preis verkaufen konnte. Es war eine große Herde und das Geschäft nahm mich mehrere Stunden vollauf in Anspruch. Endlich kurz vor Sonnenuntergang ließ ich Indabasimbi zurück, die Arbeit zu vollenden, stieg auf mein Pferd und ritt heim.

Dort angekommen, gab ich das Pferd einem der Stalljungen und ging in den großen Mittelbau. Stella war nirgends zu sehen; am Boden aber lagen eine Menge Sachen herum, mit deren Einpacken sie beschäftigt gewesen war. Ich ging durch das Schlafzimmer und von da durch die andern Räumlichkeiten, ohne eine Spur von ihr zu erblicken. Ein Kaffernjunge aber, der im Garten arbeitete, sagte mir, der „Stern“ sei mit Blumen in Begleitung des kleinen weißen Mädchens nach dem Gottesacker gegangen, als die Sonne „dort“ stand. Dabei zeigte er nach einer Stelle am Horizont, wo sie vor ungefähr anderthalb Stunden gestanden haben mochte. Auch die beiden Hunde seien bei ihr gewesen. — Ich ließ sofort dem Gottesacker zu, der ungefähr 5 Minuten von den Marmorkraalen entfernt war. Ich weiß nicht, weshalb ich mich so sehr um Stella ängstigte. Die Sache lag doch ganz einfach: sie war zu ihres Vaters Grab gegangen, dort Abschied zu nehmen und es zum letztenmale mit Blumen zu schmücken. Aber daß sie solange ausblieb? Sie konnte doch schon längst zurück sein? Und dann hatte sie noch so viel zu tun, ihre Sachen einzupacken. —

Auf dem Gottesacker traf ich einen meiner Kaffern. Er war aufgestellt worden, den Platz zu bewachen, rief sich aber gähmend und schlaftrunken die Augen. Offen-

bar hatte der famose Wächter geschlafen. „Hast du den „Stern“ nicht gesehen?“ fragte ich. Er hatte nichts gesehen, was bei einer solchen Schlafmühe auch begreiflich war. Ich befahl ihm, mir zu folgen und ging in den Gottesacker hinein. Auf Herrn Carions Grab lagen die welkenden Blumen, die offenbar Stella hingelegt hatte; doch, wo war denn sie selbst und Tota, das kleine Mädchen? —

Ich lief vom Kirchhof weiter hinaus und rief mit lauter Stimme ihren Namen. Doch es erfolgte keine Antwort. Inzwischen hatte sich auch der Kaffer darangemacht, ihre Spur zu finden. Er folgte den für sein scharfes Auge im Sande sichtbaren Fußstapfen, bis er nach ungefähr hundert Schritten zu einem Mimosengebüsch kam, das zwischen dem Fluß und dem alten Marmorbruch, gerade über dem Wasserfall lag. Hier hielt er inne und ich hörte ihn einen bangen Schrei ausstoßen. Sofort eilte ich hinzu, zwangte mich durch die Bäume durch und gewahrte nun mit Entsetzen folgendes: Der kleine offene Raum in der Mitte der Lichtung war offenbar der Schauplatz eines hitzigen Kampfes gewesen. Die weiße Erde zeigte die Spuren von drei Paar menschlicher Füße, zwei waren beschuht, das dritte nackt. Wer konnte das gewesen sein? Wer anders als Stella, Tota und Hendrika? — Doch dies war nicht alles. Dicht dabei lagen die Ueberreste meiner zwei Hunde und eines Pavians. Letzterer war von den Hunden in die Kehle gebissen worden und war noch nicht ganz tot. Rings herum aber waren die Spuren zahlloser Paviane. — Da kam ein Entsetzen über mich, daß ich glaubte, wahnsinnig werden zu müssen! —

Es war schreckliche, nicht zu leugnende Tatsache: Stella, mein liebes, gutes Weib, und Tota, das arme, unschuldige Mädchen, waren von Pavianen geraubt worden! Getötet waren sie nicht, sonst hätten wir von ihren Ueberresten etwas entdecken müssen. Sie waren fortgeschleppt worden! Die gräulichen Ungeheuer hatten sie, nach dem Befehle Hendrikas handelnd, nach irgend einer verborgenen Höhle geschleppt, um sie dort zu behalten, bis sie starben, oder sie grausam ums Leben zu bringen! —

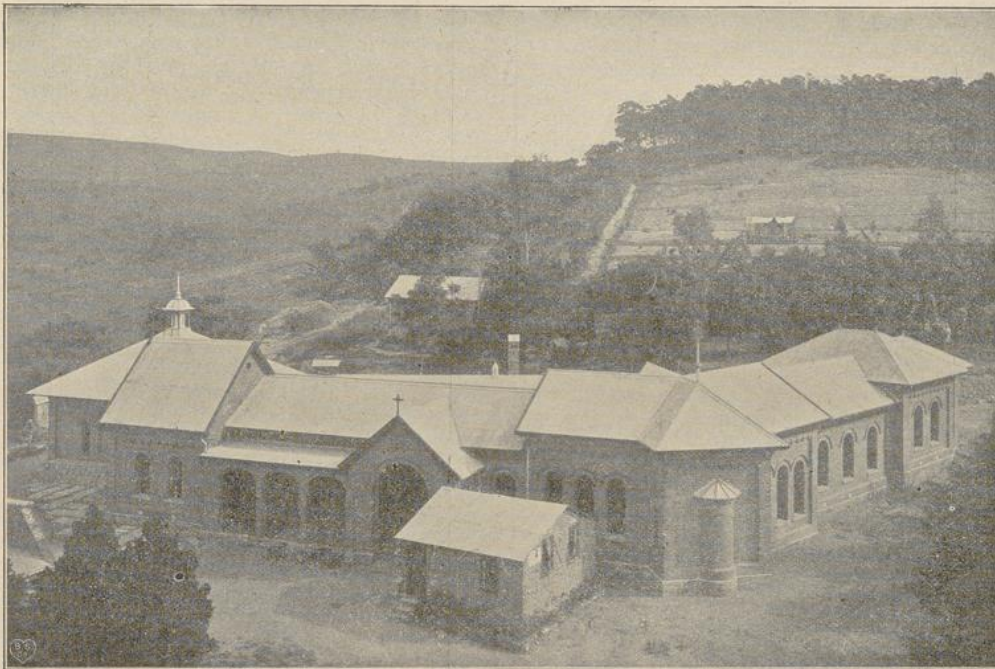
Anfangs, wie gesagt, glaubte ich wahnsinnig zu werden. Dann aber ermannte ich mich aus meiner Betäubung. Ich befahl dem Kaffer, eiligst zurückzulaufen und aus allen Kraals die Leute zu alarmieren. Sie sollten mit ihren Waffen kommen und mir meine Elefantenslinte nebst Munition mitbringen! — Er lief wie der Wind, ich aber wandte mich, noch weiter die Spur meiner Lieben zu verfolgen. Einige Schritte war sie noch ziemlich deutlich. — Stella war geischleift worden. Ich konnte sehen, wo ihre Fersen den Boden berührt hatten. Das Kind war vermutlich getragen worden, von ihm entdeckte ich nicht die geringste Spur. Ich kam zum Flußufer. Das Wasser war seicht, und Hendrika war darin mit ihrer Beute aufwärts gegangen, offenbar um die Spur zu verwischen, denn sie führte am jenseitigen Ufer nicht heraus; im Wasserbett aber war ein mir wohlbekannter, mit Moos bewachsener Stein umgeworfen worden. Ich lief ein Stück weit der Schlucht entlang und hoffte noch immer sie zu erblicken. Da vernahm ich in den Klippen über mir ein Gefläß; es wurde von andern beantwortet, und dann sah ich zwischen den Bergen zahllose Paviane, die sich eilends niederschlangen, mir den Pfad zu versperren. Unbewaffnet hier weiter zu gehen, wäre eine gewagte Sache gewesen; sie hätten mich sicher wie

die Hunde in Stücke gerissen. So kehrte ich um und floh eiligst nach den Marmortraalen zurück.

Schon hatte mein Bote die ganze Ansiedlung alarmiert; denn haufenweise rannten die Schwarzen mit Keulen, Schilden und Affagais bewaffnet meiner Wohnung zu. Hier begegnete ich dem alten Indabasimbi. Sein Gesicht war aschgrau. „So ist der Schlag geschehen, Makumafam!“ — „Er ist geschehen; sag' mir, was soll ich tun?“ — „Bewahre guten Mut, Makumafam! Stella ist nicht tot, und auch das kleine, weiße Mädchen lebt; und wir werden sie finden, bevor sie sterben. Bedenke, Hendrika liebt sie, liebt sie über alles mit einer ganz närrischen, eifersüchtigen Liebe, und wird den Pavianen nicht gestatten, ihr ein Leid zuzufügen. Dagegen wird sie alles versuchen, Stella vor dir zu verstecken und das ist schlimm genug!“

Was war geschehen? Das ahnungslose Kind hatte mit einer Dynamitpatrone, welche sein Vater von Johannesburg mitgebracht hatte, gespielt. Es bohrte mit einem Nagel an der Kapsel herum und nahm zuletzt einen Stein und schlug darauf, bis auf einmal die Patrone unter furchtbarem Knall zerplatzte und dem armen Mädchen die linke Hand total zerfetzte. —

In der Not wandten sich nun die erschrockenen Angehörigen des Kindes an uns; denn wer anders konnte ihnen da helfen? Ein erfahrener Arzt war weit und breit nicht zu haben, und wenn auch, wo ist der Kasser zu finden, der unter den hiesigen Verhältnissen einen weißen Doktor bezahlen kann? Der Vater hatte zudem ein böses Gewissen; er hatte die Patrone in Johannesburg heimlich entwendet und fürchtete nun eine empfindliche Strafe, falls die Sache beim Magi-



Das neue Krankenhaus in Mariannhill.

„Gott gebe, daß wir sie finden mögen!“ stöhnte ich. „Sieh es ist Abend und bald wird es dunkel werden.“

„In drei Stunden geht der Mond auf“, erwiderte Indabasimbi; „wir wollen sie bei Mondschein suchen. Jetzt aufzubrechen, wäre nutzlos. Laß uns die Männer versammeln; sie sollen Speise zu sich nehmen und alles bereit halten. Hier gilt das Sprichwort von euch Weißen: „Eile mit Weile!“ —

Es war in der Tat nichts Besseres zu tun, und so folgte ich seinem Rat. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Missionsleben in Keilands.

Von Rev. P. Albert Schweiger, O. C. R.

Am 22. November 1908 kam spät am Abend — die Sonne war schon untergegangen — ein heidnischer Mann nach Keilands geritten und bat um Hilfe für ein zehnjähriges Mädchen, das drüben über'n großen Kei-River in nächster Nähe unserer Außenstation Zigudu einen schweren Unfall erlitten hatte.

strat ruckbar würde. Also wir sollten da helfend eingreifen.

P. Rektor ritt sofort persönlich nach Zigudu, um zu sehen, was zu machen sei. Er fand das arme Kind, das inzwischen nach der genannten Außenstation gebracht worden war, von Schmerz und Blutverlust ganz erschöpft. Die mittleren drei Finger waren vollständig weggerissen, der kleine hing noch etwas an der Hand, war aber ganz zerfetzt, desgleichen der Daumen stark verwundet; überdies war aus der innern Handfläche ein großes Stück herausgerissen, und die offen liegenden, zerschmetterten Knochen waren gräßlich anzusehen. — Die Kassen hatten nach ihrer Manier die verstümmelte Hand in eine Menge schmutziger Lumpen eingewickelt, was natürlich die Gefahr einer Blutvergiftung nur vermehrte. P. Rektor ließ die blutdurchtränkten Lappen sofort hinwegnehmen und sorgte vor allem für eine gründliche Reinigung der Wunde. Nachdem das geronnene und gestockte Blut abgewaschen worden war, wurden die herabhängenden losen Fleischstückchen entfernt, eine Arbeit, die fast die ganze Nacht